

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(9 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

Jollis Stellung zu Tom hatte in den letzten Tagen eine Aenderung erfahren. Eine geringfügige. Kaum bemerkbare. Sie war vielleicht ihm selber noch nicht einmal aufgefallen. Er sagte unter anderem nicht mehr „alter Junge“ zu ihm, und er klopfte Tom auch nicht mehr auf die Schulter . . . Die etwas lärmende Herzlichkeit, mit der er den alten Tom, den Tom von früher zu neuem Leben zu erwecken versucht hatte, verstummte allmählich.

Tom war übrigens testamentarisch zum Erben von Warjethen eingesetzt worden. Natürlich, niemand hatte etwas anderes erwartet; dennoch schien es, als hätte das Testament Brigitte eine Enttäuschung bereitet, doch als ein Nachtrag bekannt wurde, wich die Falte von ihrer Stirn. Der letzte Wille des Verstorbenen stammte aus dem August 1928. In einem wenige Wochen vor dem Tode datierten Nachtrag aber hatte der alte Warjether eine Klausel eingefügt und notariell beglaubigen lassen, bei deren Verlesung auf Toms Wangen die Muskeln gespielt hatten, als bißte er die Zähne zusammen. Dieser Nachtrag lautete, daß Warjethen nicht auf Toms Frau, sondern auf Hans Hellborn oder bei dessen Verweigerung der Erbschaft auf die Schwestern übergehe, falls Toms Verbindung mit Simone von Hellborn, geborenen Bogar, Tochter des litauischen Großindustriellen Stanislaus Bogar, kinderlos bliebe und falls er, Tom, vorzeitig abberufen würde. Das war das, was der alte Herr sozusagen nachträglich zu Toms Ehe bemerkte. Die ausführliche Aufzeichnung des gesamten Standesamtsregisters von Simone schien bei aller Selbstverständlichkeit eine hintergründige Betonung zu haben.

Tom zog sich nach Verlesung des Testaments auf seine Zimmer zurück. Er wich seit Tagen einem längeren Zusammensein mit den Geschwistern aus. Nach dem Abendessen, als Hans Hellborn Herthas allzufrühe Küche im Park ein wenig spazientrug, traf er auf Tom, ganz zufällig . . . bis er schließlich bemerkte, daß die Gleichzeitigkeit der Verdauungspaziergänge von Tom aus doch nicht ganz dem Zufall entsprang. Nach einem Gespräch voller Belanglosigkeiten entstand eine lange Pause.

„Meine Ehe scheint hier auf keinen freundlichen Widerhall zu stoßen,“ sagte Tom plötzlich leise. Jolli antwortete nicht. Die Wendung überraschte ihn, und außerdem war er mit den Gedanken eine ganze Zeit zurückgewesen, aber in derselben Tagusallee, deren Bänke in den Einschnitten standen wie zu jenen Zeiten, als Tom etwa auf Sekunda saß und er selber noch so

ein kleiner Pinscher von Tertianer war. Er hatte Tom mit Vera Malezki beklappt, als sie sich hier küßten . . . Nein, er hatte sich damals nicht gerade wie ein Kavaller benommen, der in solchen Fällen bekanntlich die Augen schließt und auch taub wird. Im Gegenteil, er hatte laut mit den Lippen geknallt, als spränge eine ganze Batterie von Seckforken aus den Hälsen. Bis ihm dann Toms Hand an der Gurgel saß: Ich werde Vera heiraten, damit du's weißt — und du hältst selbstverständlich dein Maul! Die bestimmte Würde Toms hatte ihm ungeheuer imponiert. „Selbstverständlich!“ hatte er unter Toms Griff geächzt, und hatte tatsächlich dicht gehalten.

Ob Tom sich noch besann? — sich noch besinnen wollte?

„Du hättest vielleicht doch Vera Malezki heiraten sollen,“ sagte er tastend. Und plötzlich lächelte Tom. Es war ein Lächeln, das sein gefrorenes Gesicht entzauberte und Jolli rührte. Der alte Tom lächelte da. Und Jolli wurde ganz weich.

„Auf dieser Bank, hier hinten irgendwo, nicht wahr?“

„Ne, auf dieser Bank hier saß ich und hörte mir eure Serenaden an. Ihr wart eine weiter, unter der Weißbuche dort . . .“

— Das Lächeln erlosch. Jolli hatte das Gefühl, als entglitte Tom ihm, unaufhaltsam und nicht zu bannen. Toms Stimme zerschnitt spröde die Stille: „Das Testament richtet sich gegen meine Frau. Du hast es genau so gut gemerkt wie ich.“ Hans Hellborn schwieg.

„Die Vorwürfe, die man mir wegen meiner Ehe macht, sind unhaltbar. Ich glaube, die Gründe zu kennen, aus denen heraus die Verwandtschaft gegen mich offen und heimlich Stellung nimmt. — Daß aber der alte Herr in den Chor eingestimmt hat und durch dieses Testament den Schwägern den Rücken deckt — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — das hat mich schmerzlich getroffen.“

„Ich verstehe . . .“

— Ohne Simone, was war mein Leben ohne sie . . . schal, leer, inhaltlos.“ Toms Stimme zitterte plötzlich vor verhaltener Erregung: „Simone . . .“ flüsterte er wie im Selbstgespräch, „sie ist mein Glück, mein Erfolg, meine Zukunft,“ er brach plötzlich ab.

Gefährlich, dachte Jolli, seinen Gott unter den Menschen zu wählen. — Tom ging mit zusammengepreßten Lippen neben ihm. Ein frostiges, flirrendes

Bisier fiel über sein Gesicht. Es sah aus, als könne er es sich nicht verzeihen, zuviel gesagt zu haben.

„Ich möchte nicht, daß Simone etwas von diesem Testament erfährt,“ sagte er laut, als wolle er das Vorangegangene übertönen; „es ist eine ungeheure Kränkung für sie, eine durch nichts verschuldete Beleidigung. Und ich möchte dich bitten, Hans, in Simones Gegenwart dieses Thema nicht zu berühren. Ich wäre dir auch dankbar, wenn du mit Brigitte gelegentlich darüber sprächest.“

„Selbstverständlich. Hat deine Frau übrigens die Absicht, Warjethen aufzusuchen?“

„Vielleicht.“

Toms Vielleicht ging zweiundzwanzig Stunden später in Erfüllung. Plötzlich war Simone da. Unangemeldet. Völlig überraschend. Auch für Tom.

Ihr taubenblauer Nachtzylinder stand vor der Freitreppe. Mit zwei eleganten Schrankkoffern beladen und einer Anzahl von Kofferchen und Hutschachteln im Innern, die eine alte böse Kammerfrau mit der Behendigkeit eines Varietékünstlers aus dem Wagen hervorzaubert. Simone verließ den Steuerfah. Ihre erste Tat auf Warjether Boden war, sich das Näschchen mit Puder zu betupfen. Schließlich kam auch noch ein Herr zum Vorschein, der über das Trittbrett ins Freie stieg wie über die Schwelle eines Schneiderladens, so tadellos und völlig unverknüllt in seinem schwarzen Sacko bei vierunddreißig im Schatten. Und ganz zum Schluß sprang noch ein hysterisches kleines Bündel aus weißer Wolle heraus, das dem Zimmermädchen sofort giftig an die Waden fuhr, auf den Namen Muz reagierte, und dem Jolli schon wegen dieses Namens bei passender Gelegenheit den Hals abzdrehen versprach. Jollis Vermutung, daß dieses Wollbündel ein Hund sei und kein Archäoptrix, bestätigte sich im Verlauf der nächsten Stunden.

„Ist es nicht fabelhaft, Tom, daß ich Starosch mitgebracht habe! O, ich hatte es nicht ganz leicht! Er hatte den Kopf voller Reisepläne für den Sommer, Swinemünde, Burgsöf und Rynashamn . . .“ Sie mußte plötzlich schredlich lachen: „Sieh dir nur sein Gesicht an, ich glaube, er begreift jetzt erst, daß er in Warjethen ist! Nein, er wollte durchaus nicht mit, er ließ mich gehörig zappeln. Schauen Sie, Michael Michailowitsch, sagte ich, wer wird mit mir in Warjethen Golf und Tennis und Bridge spielen? Wer wird mich auf meinem Spaziergang begleiten? Die Wölfe werden mich fressen, und Tom kennt doch nichts anderes als seine gräßliche Politik — und da schmolz er endlich . . .“

Hans Hellborn stand unbeachtet dabei. Vielleicht hielt Simone ihn für einen Gutsbeamten. Tom schüttelte Starosch die Hand.

„Freut mich aufrichtig, lieber Freund, daß Sie uns hier Gesellschaft leisten wollen. Wirklich, riesig nett von Ihnen! Wahrscheinlich hat Simone ein wenig gestunkert — Sie werden sich hier auf ein ganz butolisches Leben gefaßt machen müssen.“

„Tatsächlich,“ gestand Simone mit einem reizenden, spitzbübischen Lächeln kleinlaut ein, „Tom hat mich durchschaut. Von allem, was ich Ihnen versprach, Michael, bleiben nur das Bridge und die Spaziergänge übrig. Auf den Tennisplätzen weiden die Kühe, und unsere Schwimmanlage ist leider der Ententeich.“

„O bitte, machen Sie doch keine Geschichten,“ bat Starosch lebenswürdig, „ich habe keinen anderen Wunsch, als Ihnen nicht lästig zu fallen und ein paar Tage lang Landluft zu genießen.“

„Das einzige, was Sie hier in reichlichem Maße und in unerreichter Vollkommenheit haben können!“ bemerkte Simone und krausste die kleine Nase. „Sie riechen doch schon . . .“

Hans Hellborn machte sich durch einen Husten-anfall bemerkbar, den Tom sofort verstand: „Hier, Simone, das ist mein Bruder Hans, der amerikanische Hellborn.“

„O, ich bin freudig überrascht, Sie hier anzutreffen. Sie sind mir nicht unbekannt. Tom hat häufig von Ihnen gesprochen.“ Die ungenierte Neugierde, mit der sie ihn betrachtete, ließ Jolli vermuten, daß er in Toms Erzählung eine etwas monströse Rolle gespielt hatte. Irgendwie schien Simone darüber verwundert zu sein, ihn in einem gutsitzenenden Schneideranzug und mit Kragen und Krawatte anzutreffen. Es war, als hätte sie einen Kerl in ausgefranzten Hosen und marodem Schuhwerk erwartet. An seinem Ohr plätscherte noch immer ein parfümiertes Wasserfällchen von lauter Erfreulichkeiten vorüber, die er etwas einsilbig beantwortete.

Das also war Simone. — Jolli hatte sie sich nicht zart genug vorgestellt. Er konnte verstehen, daß es Männer gab, die Tom nicht nur um den Schwiegervater Bogar, sondern auch um dieses Filigranfrauchen beneideten. Ohne Spaß, aus Brigitte hätte man drei Simönechen machen können und aus Gertha viereinhalb. Ihr Händchen lag weich und federleicht in seiner derben Hand, er getraute sich nicht, etwa zuzudrücken — ein ganz scheußlicher Gedanke überhaupt . . .

Tom schaltete sich ein. „Mein Bruder Hans fabriziert in Chicago Munition und Waffen, Erfinder des Gunnit. — Herr Michael Starosch, alter Freund unseres Hauses, Maler, Sportsmann, Architekt im Hauptberuf . . . hat im Grunewald und an anderen hübschen Orten der Welt entzückende Villen aufgestellt . . . hoffe, daß ihr harmonisieren werdet“ — es klang, als ob er eine Depesche diktire.

„Angenehm,“ morste Jolli zurück. Was die Kerle alle für feine Hände hatten! Er drückte auch dieses Mal nicht zu. Nicht gerade aus Besorgnis für die Hand dieses Herrn. Er konnte einfach mit Leuten, die ihre Krawatten so fabelhaft banden, wie Herr Starosch, wenig anfangen. Architekt, Maler, Sportsmann . . . Er wollte wenigstens versuchen, mit dem Architekten anzuknüpfen. Das hatte doch etwas ganz Positives an sich, noch doch nach Ziegeln und Zement.

Starosch mochte ein paar Jahre über dreißig sein. Er war nicht größer als Hans Hellborn, wirkte aber durch seine Schlankheit höher. Er hatte das Gesicht und die Haltung eines Mannes, der selten im Leben auf Widerstände stößt, weil er klug genug ist, diese Widerstände bei den Frauen zu suchen. Wenn er auf einem Thron geboren worden wäre, so hätte sein Profil ein ausgezeichnetes Münzenbild abgegeben. Es war noch mager und fest in den Linien. —

Jolli, der von der Begegnung Simones mit Brigitte irgend etwas Besonderes erwartet hatte, weiß der Ruck, irgend so etwas, wobei ein kräftiger Mann hinter den Kulissen stehen und die Arme aufhalten muß, wurde enttäuscht. Die Schwägerinnen küßten sich. Einen Zentimeter vor den Wangen in die Luft allerdings. Und man konnte sich natürlich fragen, ob diese Verpuffung einer an sich zielstrebigen Energie in den Weltraum an retardierenden Gefühlen oder an der zarten Puderschicht auf Simones Gesicht lag, die eine gewisse schonende Behandlung verlangte.

Und plötzlich war Leben im Hause. Ja, diese kleine Simone sprengte die Stille. Hatte man nicht das Gefühl, daß die großen Räume auf einmal zu klein waren? Schon der Muz stieß überall an. Dieses kleine Vieß brauchte Festfale, um nicht andauernd die spitze Schnauze dort zu haben, wo man gerade hintrat. Dieselben Zimmer, in denen die Hellborns nach alter, guter Art zu vierten und zu fünften und einmal so um die Befreiungskriege herum sogar zum vollen Duzend

groß geworden waren, wurden auf einmal zu klein.

Simone war lebhaft — kein Fehler eigentlich. Amüſant — Hans Hellborn hatte daran nichts auszuſetzen. Zart, zerbrechlich, etwas zu bunt bemalt und immer ein wenig gewagt gekleidet —, aber damit hatte ſchließlich Tom fertig zu werden. Tom, der in Simones Gegenwart übrigens ein ganz erträglicher Bursche wurde. Und da Starosch nun ſchon im Hauſe war, ſo war nicht einzusehen, weshalb Madenzie noch immer in der Weltgeſchichte herumgeiſterte und mit dem fehlgeſchlagenen Bildungsbuſt wahrſcheinlich ein höchſt unſolides Leben führte . . . mit rheiniſchen Mädchen bei rheiniſchem Wein, die nach Verſicherung des Titelbildes ſeiner letzten Poſtkarte der Himmel auf Erden ſein ſollen. — Auf Tollis diesbezügliche Anfrage hin traf poſtwendend Madenzies Antwort ein, daß nach

ſeinen bisherigen, allerdings einſeitigen Erfahrungen, der Wein abſolut dem Lobgeſang auf der letzten Poſtkarte entſpreche. Und daß er zwecks weiterer Studien (anderer Jahrgänge natürlich!) gern noch ein paar Tage hummeln wolle.

Dieſer alte Schurke.

„Du haſt Glück, daß dort kein Bordeaux wächst,“ ſtellte Brigitte feſt.

„Bitte, ich verſtehe nicht recht . . .“

„Na, wenn ſich die älteren Herren erſt zum Rotſpon ſetzen, dann ſtehen ſie doch überhaupt nicht mehr auf!“

„Richtig, richtig!“ bemerkte Tolli und band ſich plötzlich die Schnürſeitel feſt.

(Fortſetzung folgt.)

Der weiße Wal

Stimme von Hermann Röhler

Jauppo, der Kwäne, ſaß in einer Haienkeiſe in Hammerfeſt. Der Karſt, jenes mit Sprit gemiſchte Kaffegetränk, ſchmeckte verteuſelt gut, und jedesmal, wenn die rothaarige Niſti, das finniſche Mädchen, ihm dieſen ſtarren Höllebrand brachte, lachte er und zeigte dabei ſein Wolfsgebiß. Niſti mußte ſich zu ihm ſehen. Die anderen Gäſte konnten warten. Sie waren zwar nicht die Sanfteſten, all dieſe rauhen Robbenfänger und Jäger, die vom Eiſmeer kamen; aber mit dem rieſigen Jauppo wollte keiner anbinden. Sein Geſicht, das eine Reihe ſchöner Narben von Meſſerſtichen aufwies, ſagte genug.

„Niſti, Niſti!“ rief man. Sie hörte nicht. Da geſchah etwas Unerhörtes. Ein Mann, deſſen Züge deutlich den Lappen verrieten, ſetzte ſich ohne weitere Umſtände neben Jauppo und Niſti. Er trug keine Lappenbluſe, ſondern europäiſche Tracht und ſah wohlhabend aus. Seine Sprechweiſe lang kurz und einhämmernd.

„Laß das Mädel. Ich muß mit dir ſprechen, Jauppo.“ Und als der ihn engeiſtert ob ſoviel Frechheit anſtarrte, fuhr der Fremde fort: „Ach, du kennſt mich nicht? Ich bin Raumo Tälmi.“

Jetzt bekam Jauppo Reſpekt. Dieſer Mann war der beſtante Helliſcher und Naturarzt, zu dem die Leute von weit her kamen. Er heilte die Leute durch ſeinen Willen und alle möglichen geheimen Naturkräfte, die nur er kannte.

Jauppo, ich habe gehört, daß du der größte Wolfsjäger in Finnmarken biſt. Jetzt, wo ich dich ſehe, weiß ich, daß das wahr iſt. Du ſiehſt ja ſelbſt aus wie ein Wolf, ja grinſe nur, ein Gebiß haſt du wie ein großes Raubtier, faſt wie der weiße Wolf.“

Jauppo ſah finſter aus. „Von dem wollen wir lieber nicht ſprechen!“

„Doch, gerade von dem! Deſhalb komme ich zu dir, Jauppo. Du mußt mir den weißen Wolf erlegen. Viel zu verdienen, Freunnden. Ich brauche das Mark ſeiner Knochen für einen norwegiſch-ameriſiſchen Millionär, der in meiner Behandlung iſt.“

Jauppo ſchüttelte den Kopf. „Den weißen Wolf zu jagen, bringt Unglück. Es hat ihn noch niemand mit einer Kugel getroffen.“

Der Helliſcher wurde ärgerlich. „Das weiß ich. Und deſhalb gibt es in ganz Finnmarken nur einen Wolfsjäger, der das kann — und das biſt du, Jauppo. Oder glaubſt du etwa, was die abergläubischen Lappen von dieſem rieſigen Wolfſcheuſal ſagen? Daß es gar kein richtiger Wolf ſei, ſondern ein Sendbote Jumalas, oder Jumala ſelbſt in Wolfsgelt?“

Jauppo blieb eigenſinnig. „Jeder, der ihn gejagt hat, hat ſich noch verirrt oder iſt im Schnee erſtoren. Ich habe keine Furcht, aber . . . aber . . . den weißen Wolf jagt man nicht!“

Klarer wußte er ſich nicht auszudrücken. Aber Raumo Tälmi war gewandter. Bei der ſechſten Taſſe Karſt war bereits abgemacht, daß Jauppo innerhalb von drei Monaten dem Naturdoktor den Körper des weißen Wolfes bringen ſollte. Das Fell konnte Jauppo behalten. —

Es wurde Herbst. Auf den Berghalden fiel der Neuſchnee, und ſchon zeigten ſich ſchwach die erſten Nordlichter. Die Wolfſplage war in dieſem Jahr früh gekommen. Oft hörte man nachts das Heulen eines Rudels, für Jauppo ein willkommenes Klang. Er, der rieſige Kwäne, in dem etwas von einem Tiermenſchen ſtedte, war nicht umſonſt der größte Wolfsjäger in Finnmarken. Er haßte die feigen, faulen Lappen, die ſich in ihren verlaſten Hütten verkrochen, und er kümmerte ſich nicht

um ihr Geſchwich. Die Wölfe, ſagten ſie, ſeien die Geſchöpfe Jumalas und begleiteten im Jenſeits den Gott als Meute. Das wußten die Tiere, und deſhalb beteten ſie auch immer den Mond an, Jumalas geſpenſtiſchen Sendboten. Es ſei gefährlich, einen Wolf zu töten, denn er könne ſich im Jenſeits rächen; auch könne die Seele eines früheren Feindes in ihm ſteden. Jauppo lachte nur über dieſen Unſinn. Seine Kugel traf, und oft genügte auch ein Stikod, mit dem er dem Wolf das Rückgrat zerſchmetterte.

Plötzlich hieß es im Ort, der „weiße Wolf“ ſei wieder geſichtet. Jauppo ſtutzte. Schon oft hatte er von dieſem Rieſenwolf erzählt gehört. Im Nu zeigte er ſich, im Nu verſchwand er. Die ſtärkſten Wächterhunde fand man mit zerbiſſener Kehle vor. Er hatte ein weißgraues Fell. Einer der letzten Jäger, die ihn gejagt hatten, war nie mehr geſehen worden. Es war, als hätte ihn die Bergöde verſchlungen.

Jauppo dachte an die hohe Summe, die der Helliſcher ihm verſprochen hatte. Wenn er Niſti dafür viele Kleider und Schmutz kaufte, würde ſie nicht, wie ſie gedroht hatte, nach Amerika gehen, um ihn los zu ſein.

Tag und Nacht war Jauppo auf Wolfsjagd. Ueber ihm funkelte der Sternhimmel Finnmarkens, und manches bleiche Nordlicht zuckte wie Geiſterschein, oft höhnlich, als ſei es im Bunde mit Jumala und dem weißen Wolf, den er, der arme Jauppo, nirgends ſah.

Da — eines Morgens ſtob etwas vor ihm aus dem Geſtrüpp — ein mächtiges, weißgraues Weſen. Jauppo ſtieß einen wilden Schrei aus. Schnell nach!

Einen ganzen Tag hekte er den weißen Wolf. Das Untier war gleich zu Anfang von einer Kugel Jauppos angeſchoſſen worden, aber es hatte Rieſenkräfte und eilte weiter, und die anderen Kugeln Jauppos trafen nicht. Dann aber erlahmte das Tier . . .

Gegen Abend hatte Jauppo den „weißen Wolf“ erlegt.

Raumo Tälmi erfuhr von dem Meſterſtück ſehr bald. Seine Helliſcherkraft ließ ihn dieſmal zwar im Stich, aber das Gerücht, daß Jauppo den Wolf aller Wölfe erlegt habe, ſprach ſich mit unerklärlicher Schnelligkeit in ganz Finnmarken herum. Zwei Tage darauf kam Jauppo und brachte den Körper des Tieres. Selbſtamerweiſe ſah das Fell nicht mehr ſo weißgrau aus, ſondern faſt wie das eines gewöhnlichen Wolfes. Doch das ſtörte Raumo Tälmi nicht. Er ſah an den Zähnen und Klauen, daß das Tier abnorm geweſen war, und zahlte Jauppo ohne Zögern den verſprochenen Preis.

Jauppo war jetzt recht wohlhabend, — und trotzdem war er der ärmſte Mann in Finnmarken. Das erfuhr er, als er in Hammerfeſt wieder die Kneipe der alten Petronia betrat. Niſti war nicht mehr da. Sie war wirklich nach Amerika gegangen. Jauppo brüllte wie ein Tier, betrank ſich fürchtbar — und fand ſich nach einem wüſten Ragenjammer an Bord eines Walſängers, der nach dem ſüdlichen Eiſmeer abging. Er war finnmarkmüde. Für ihn gab es nur eins: zur See!

Tagelang kreuzte man vor den Feuerland-Inſeln. Die Mannſchaft beſtand meiſt aus Norwegern, erprobten Walſängern, und einigen Finnen und Kwänen. Eines Abends flüſterten und luſtelten dieſe in der Kajüte miteinander. Jauppo fragte, was los ſei. Die Antwort lautete geheimnisvoll: „Rauffi hat den weißen Wal geſehen!“

Jauppo lachte verächtlich. „Habt Ihr hier auch eure weißen Untiere? Rauffi hat wohl zu viel Sprit getrunken!“ Dann aber erfuhr er, daß der weiße Wal größer als alle anderen

Walfische sei, und daß jeder, der ihn einmal erblickt habe, von der Fahrt nicht mehr zurückkäme.

„Hoho,“ brüllte Jauppo, „so gut wie ich den weißen Wolf geschossen habe, werde ich auch euren weißen Wal erlegen!“

Trotzdem war er in den nächsten Tagen nicht mehr so sicher. Das Leben an Bord war ihm fremd, und die Sache mit Nissi ging ihm nicht aus dem Kopf. Der weiße Wal . . . Ob in ihm, wie Rauffi gesagt hatte, wirklich jetzt die Seele des erlegten weißen Wolfes stecke? Unsinn! Sicher war an dem weißen Wal wieder ein Vermögen zu verdienen!

Das Walfängerjagtschiff ging weiter südlich der Antarktis zu. Das Wetter verschlechterte sich. Schwere Böen kamen. Eines Tages hatte man Windstärke zehn. Erst am nächsten Tage ließ der Sturm nach, aber die See ging noch sehr hoch. Lange, graue Dünungen wälzten sich heran, und an Deck war kein angenehmer Aufenthalt. Jauppo hatte die Wache an Bord.

Plötzlich ertönte ein Alarmschuß. Gleich darauf hörte man Jauppo brüllen: „Der Wal, der Wal! Ganz schneeweiß sieht er aus! Ich habe ihn gesichtet, ich! Wenn er jetzt gefangen wird, kriege ich die Belohnung!“

„Erklu, an die Harpunanone!“ rief der Kapitän. Er sah ein Stück grauer Schwanzflosse auftauchen.

Aber Jauppo wollte, obwohl er gar kein Harpunter oder Walfische war, an der Kanone sein. Er achtete nicht auf die schwere Woge, die eben heranrollte, sondern rannte übers Deck, als sei er auf Skiern auf der Walfjagd.

Gischt schäumte und wusch übers Deck.

„Alle Mann her! Jauppo ist fort!“ brüllte der Kapitän, als er Jauppo in der Gischtwolke nicht mehr sah.

Sie kamen zu spät. Die Welle hatte Jauppo über Bord gespült.

„Schade um den Bärenkerl. Betrunknen gewesen. Oder Liebesrauserei. Kenne das. Schuld sein wird diese Nissi, von der er immer redete,“ sagte unten in der Kajüte der norwegische Kapitän.

Der königliche Matrose neben ihm grinste. Was verstanden die Norweger davon! Sie, die Königen, wußten es besser: Zumala, der Polargott, hatte sich gerächt!

Der Chronist der Sperlingsgasse

Anekdoten um Wilhelm Raabe

(Zum 25. Todestag des Dichters am 15. November)

Nachdruck

Einmal hatte eine Wolfenbütteler Zeitung Raabes Erzählung „Prinzessin Fisch“ nachgedruckt. Der Dichter war empört darüber und schrieb einen energischen Brief an den Verleger. Er wollte ihn verklagen. Der Verleger kam mit allerhand Ausreden, als habe er schon vor ewigen Zeiten das Abdrucksrecht von einer Berliner Agentur erworben. Nun zog sich Raabe aus dem Handel. Seine Freunde drangen in ihn, die Sache nicht fallen zu lassen, aber der Dichter erklärte, man solle nicht sagen können, den Briefträger Störzer in „Stoppfuchsen“ habe er laufen lassen, einen Nachdrucker aber fasse er beim Kragen.

Dr. med. h. c.

Im Jahre 1909 ernannte die Berliner Universität Wilhelm Raabe bei ihrer Jubelfeier zum Ehrendoktor der Medizin. „Wenn die nur wüßten,“ meinte Raabe, „daß ich fast die halbe „Sperlingsgasse“ im Kolleg geschrieben habe, um Wärme und Licht zu schinden!“

Der Dämmerjochpen

Wilhelm Raabe hat wie Gottfried Keller den Alkohol gern in Schutz genommen. Der Instinkt der Tiere schien ihm beweiskräftig. Die Fliegen saugen ihn begierig auf, und wenn Pferde oder Hunde ihn kosten, so verlangen sie nach mehr. Als das „Literarische Echo“ einmal bei den deutschen Schriftstellern Umfrage hielt, ob der Alkoholgenuß der dichterischen Eingebung förderlich sei, lehnte Raabe zwar die Antwort grundsätzlich ab. „Hält ich,“ sagte er indes, „bekennen müssen, dann hätte ich einfach geschrieben: Was Goethe zu Edermann sagte am 11. März 1828, ist auch meine Meinung: Wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte.“

Freilich hat Raabe nie beim Schaffen sich durch Trinken angeregt, sondern immer erst am Abend nach beendetem Tagewerk.

Wie du mir — so ich dir!

Der Verleger einer Zeitschrift forderte Raabe zur Mitarbeit auf, meinte aber wichtig: „Freilich zahle ich Honorar — rar!“

Worauf Raabe lachend erwiderte: „Wer mir Honorar rar zählt, dem liefere ich Beiträge träge.“

„Mehr ist nicht nötig!“

Anläßlich des 70. Geburtstages von Wilhelm Raabe im Jahre 1901 hatte sich die preussische Regierung trotz aller Bemühungen des Berliner Dichterkreises, zu dem Julius Lohmeyer, Otto von Reizner, Heinrich Seibel, Johannes Trojan

und andere gehörten, erst sehr spät und mit einer recht kümmerlichen Ehrung des Dichters eingefunden. Raabe schrieb einem Freunde darüber:

„Gestern überbrachte ein Bote des hiesigen Ministeriums mir den Königlich Preussischen Kronenorden 3. Klasse. Ich habe ihm Quittung und einen Taler gegeben. Mehr ist wohl nicht nötig!“

Der Freund pflichtete dem Dichter bei: „Mehr sei nicht nötig!“

Die Dantrede

Detlev von Liliencron las einmal in Braunschweig aus seinen Werken vor. Hinterher traf man sich in Herbsts Weinstube. Dort wurde die interessante Entdeckung gemacht, daß die beiden berühmtesten der Tafelrunde, Raabe und Liliencron, die niedrigste Stirn hatten. Man war sehr aufgeräumt, und als Pastor Stod, der Unternehmer dieser Dichterabende, ein Hoch auf die beiden ausgebracht hatte, da geschah das Ungeheuerliche, daß Raabe antwortete und auf Stods Wohl trank. Zwar tat er es nur mit wenigen Worten und im Sitzen, allein es machte große Sensation, da er sogar an seinem 70. und 75. Geburtstag sich zu keiner Dantrede aufgeschwungen hatte. „Er wird alt und geschwähig,“ ußten die Freunde, „wer weiß, was noch werden mag! Der ist schließlich noch fähig und läßt sich den Ueberzieher halten!“

Büchertisch

Grete von Urbanitz: Heimkehr zur Liebe. Roman. 336 Seiten. — Ganzleinen Rm. 5,50.

Dieses ernste und gütige Buch gestaltet den Weg einer jungen Ehe zur Erfüllung und Frieden und zugleich das Eheproblem einer Männergeneration, der nach harten wirren Jahren die Heimkehr ins Leben so schwer wurde. Werner und Elisabeth, deren ungehörige Jugend vor der hohen Forderung ihres gemeinsamen Weges verfaßt, erfahren getrennt von einander, daß den Wert einer Empfindung nicht ihr Glanz der Leidenschaft, sondern ihre Dauer, ihr Bestehen vor der kleinen, zweifelstündigen Stunde ausmacht: Elisabeth erlebt es, da sich in dem kleinen Haus des Landarztes ein lauterer Ehestand erfüllt, Werner in der Begegnung mit dem Kinde, dessen früheste Jahre der Ehezeit der Eltern verwirrt. Wie Werner und Elisabeth die Heimkehr in ihr Leben finden, ist in diesem an glänzend gezeichneten Gestalten und farbiger Handlung reichen Buche mit viel Wissen um die Geheimnisse des menschlichen Herzens dargestellt.

Zeitschriften

Der weitaus größte Teil alles dessen, was die Menschheit heute an technischen Einrichtungen besitzt, ist erst in den letzten zweihundert Jahren entstanden. „Zwei Jahrhunderte des Eisens und Stahls“ heißt deshalb ein Beitrag in der Novemberfolge von Westermanns Monatsheften, der, durch farbige Bildwiedergaben besonders anschaulich gemacht, eine Geschichte menschlicher Arbeit und ein Ruhmesblatt der Technik darstellt. Eine kleine Geschichte, die Erzählung zweier Brüder, die im Weltkrieg als deutsche Soldaten in Gefangenschaft gerieten, stammt von Heinrich E. d. m. n. dessen kürzlich erschienener Roman „Eira und der Gefangene“ berechtigtes Aufsehen erregte. Ein Beitrag zu dem von Westermanns Monatsheften ausgeschrieben „Deutschen Uebersetzungspreis“ ist der Aufsatz von Dr. Walther Linden „Dichtung der Uebersetzungsdeutschen“. Wissenschaftliche Hochfahrten in dem größten deutschen Freiballon „Bartsch v. Sigsfeld“ schildert der Führer des Ballons in der Abhandlung „Das Erlebnis der Stratosphäre“. Eine große Anzahl photographischer Aufnahmen sind dem Aufsatz beigelegt. Zum 25. Todestage Wilhelm Raabes erzählt Dr. Abitz-Schulke, der Vorsitzende des Vereins Raabe-Stiftung, von persönlichen Erinnerungen an den Dichter. Zwei Kunstaufsätze behandeln das Schaffen des Bildhauers Jakob Wilhelm Fehrle und des Malers Ernst te Peerdt. Von der Welt der nordfriesischen Eilande und Halligen berichtete Dr. Fritz Böse. Der unterhaltende Teil bringt neben dem großen Roman von Josef Magnus Wehner „Stadt und Festung Belgrad . . .“ zwei Novellen „Der Mann von der Rigaer Brücke“ von Kurt Martens und „Panuanoah“ von Konrad Seiffert; ferner die Aufzeichnungen des ehemaligen kaiserlich-russischen Handelsattachés Alexander von Andreevsky, die bisher unbekannte Tatsachen und Dokumente aus den diplomatischen Geheimnissen des Weltkriegs zutage fördern. Eine große Anzahl ein- und mehrfarbiger Bilder und Kunstblätter, die „Literarische“ und „Dramatische Rundschau“ der „Bunte Bogen“, die „Rätsel“ und „Photo-Gee“ vervollständigen den Wert des interessanten und abwechslungsreichen Heftes. Probenummern auf Wunsch kostenlos vom Verlag Westermann, Braunschweig.